Hochsprache und Mundart

Autor(en): **Wyser, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1990)**

Heft 4

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421581

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hochsprache und Mundart

„Die Unterschiede zwischen den schweizerdeutschen Dialekten und der Hochsprache sind vor allem in der Lautung derart groß, daß immer wieder behauptet wird, die Hochsprache sei für die Schweizer eine Fremdsprache, die sie in der Schule erst mühsam erlernen müßten, während die Deutschen sie von Anfang an beherrschten. Diese Meinung ist jedoch falsch. Auch in Deutschland müssen sich die Kinder in der Schule im Gebrauch der Hochsprache üben, selbst dort, wo die Umgangssprache nur einen kleinen Abstand zur Hochsprache hat; und die enge Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachformen berechtigt trotz lautlichen Unterschieden, welche die Verständigung durchaus in Frage stellen, nicht, das Schweizerdeutsche als selbständige Sprache zu bezeichnen."

Das Zitat freut gewiß alle, die im deutschschweizerischen Erziehungswesen gegen die Ausrede vieler Lehrkräfte von der „Fremdsprache Hochdeutsch" antreten müssen, um den rechtzeitigen, ausreichenden Unterricht in der Hochsprache durchzusetzen. Das Urteil über das Verhältnis unserer beiden Sprachformen zueinander bleibt auch richtig, obwohl wir gern behaupten, ein Deutscher könne es weder verstehen noch auch nur aussprechen. Das Wort markiert nichts weiter als eine besonders exklusive Spezialität im schweizerdeutschen Lautsystem.

So argumentiert auch der Verfasser der Broschüre „Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz", die hier etwas eingehender gewürdigt werden soll. Der Autor ist lic. phil., studierte Germanistik, Geschichte und schwedische Literatur in Zürich und Uppsala und lehrt seit 1976 an verschiedenen Zürcher Mittelschulen. Sein Name ist Alfred Wyler — und der minimale Unterschied zwischen seinem Namen und demjenigen des Rezensenten darf durchaus als angenehm zufälliges Zeichen für die Übereinstimmung ihrer beider Meinungen zum hier erörterten Gegenstand gelten. Wyler hat die kleine Untersuchung im Auftrag der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia angestellt mit dem Ziel, vor allem Ausländern in knapper und deshalb nicht wissenschaftlicher Form von der wirklichen Besonderheit der deutschen Schweiz zu berichten, von unserer „Diglossie", dem Nebeneinander zweier Sprachformen innerhalb derselben Sprache eben.

Der Autor löst die keineswegs leichte Aufgabe in so allgemeinverständlicher und trotz der Knappheit alle wesentlichen Seiten des Problems beleuchtender Art und Weise, daß das Resultat nicht nur lebendige, ja stellenweise recht blutvolle Information

für Fremde, sondern auch durchaus nützlichen Zusatzunterricht für jene Einheimischen bedeutet, deren Arbeitsinstrument vornehmlich die Sprache ist, nicht zuletzt also für Schulleute und Politiker.
Zuerst wird die sprachliche Situation in der Deutschschweiz aufgrund der Diglossie, vorab den Deutschen, als Sonderfall besonders deswegen erhellt, weil bei uns, mit Ausnahme während einiger Jahrzehnte vor und nach der letzten Jahrhundertwende, die Hochsprache trotz ihrer Bezeichnung nie die höherstehende, also die Sprache einer Oberschicht, der Dialekt aber nur die Ausdrucksform der weniger Geschulten war. Für uns ist selbstverständlich, für einen Deutschen oder Engländer aber keineswegs, daß der Professor wie der ungelernte Arbeiter, der Bauer wie der Pfarrer Mundart reden — und die „Gstudierten" heute nicht selten eine weniger von Kommerz- und Amtsdeutsch verschmutzte Sprache sprechen als die andern. Die gleiche Sprachform gelte uns, so der Autor, „als Ausdruck einer demokratischen Tradition".
Damit hängt zusammen, daß wir eifersüchtig auf den Schutz der Mundart gegen ihre allfällige Schwächung durch die Sprache des „großen Kantons" bedacht sind. Erstaunliche Konstanz: nach dem Schwabenkrieg von 1499, der faktischen Trennung der Schweiz vom Deutschen Reich also, und der eine Generation später einsetzenden machtvollen Einschmelzung der deutschen Umgangssprachen in die Luthersche Hochsprache wehrten sich die Eidgenossen entschieden dagegen, das neue Einheitsidiom zu übernehmen — und viereinhalb Jahrhunderte später entflammte der gleiche Widerstand gegen die Zackigkeit einer Sprache, die man als diejenige des potentiellen Landesfeindes geradezu als Ohrenplage empfand.
Die Mundartwelle von heute ist also in ihrem Kern nicht neu. Der Autor belegte es mehrfach. Aber sie nährt sich kaum mehr aus dem starken Quell einer als notwendig erkannten geistigen Landesverteidigung. Der Gründe sind andere: „So wie der Deutsche will der Schweizer jedenfalls nicht sprechen, er kann es auch nicht, und das hat Folgen für sein Verhältnis zur Hochsprache . . . Sie (die Schweizer) kommen sich sprachlich schwerfällig vor und vermissen in ihren eigenen Voten die rhetorische Brillanz, um die sie die Deutschen beneiden." Aber auch dieses hält der Autor fest: „So suspekt ist vielen Schweizern sprachliche Gewandtheit, daß sie die Deutschen des bloßen Wortgeklingels, der sprachlichen Schaumschlägerei bezichtigen."
Keine Frage, der Geltungsbereich der Mundart hat sich in den letzten zwanzig Jahren wiederum mächtig ausgeweitet: bis in die kantonalen Parlamente, in denen dann — der Autor zi-

tiert ein Prachtbeispiel von Ratsdeutsch — der Sprecher seiner schriftsprachlichen Vorlage in Formenbildung und Satzstruktur getreulich folgt: „er lautet sein Manuskript lediglich schweizerdeutsch um". (Aus eben dieser Sorge um die Mundart hat sich der Rezensent seinerzeit auch gegen deren Einführung im solothurnischen Kantonsrat gesträubt, umsonst, aber mit gutem Grund, wie es jede Sitzung bis zum heutigen Tag bestätigt.) Einleuchtend werden die Argumente für den vermehrten Gebrauch der Mundart am Radio dargelegt. Es mußte sich in Konkurrenz zum Fernsehen „zum ständigen Begleiter im Alltag" entwickeln, im Haushalt, am Arbeitsplatz, im Auto unterwegs, und damit geriet es „zwangsläufig in einen Bereich der Nähe, der unbestritten der Mundart gehört". Wyler verzichtet auf eine Kritik an der Unsitte, die an beiden elektronischen Medien eingerissen hat, auch mit Deutschen und gar Fremdsprachigen, die, wenn vielleicht auch nur angeblich oder vermeintlich, schweizerdeutsch verstehen, Dialekt zu reden. Aber er verhehlt nicht, daß der Gegenstand, über den geredet wird, auch die Wahl der Sprachform bestimmen sollte, und es Gegenstände gibt, die der Hochsprache bedürfen, sei es nur schon, um der Vermischung der beiden Formen im gleichen Satz zu entgehen.

Der Vormarsch der Mundart ist aber auch in Kirche, Militär, wo sie außer in bestimmten Befehlsformen absolut dominiert, und in der Justiz unverkennbar. Aber das kann nicht anders sein, wenn die Entwicklung in der Schule betrachtet wird, wo sich „die Bewegung zum Dialekt hin am deutlichsten spüren läßt, weil sie sich oft in Konflikten äußert". Den Hauptgrund dafür spricht Wyler deutlicher aus, als das bisher je zu lesen war: „Die landläufige Erklärung konservativer Pädagogen, die heutigen Schüler seien zu bequem zum Gebrauch der Hochsprache, trifft wahrscheinlich nicht den Kern des Problems. Der neue Sozialisationstyp von Schüler verweigert den Gebrauch der Hochsprache, weil er in ihr das Herrschaftsinstrument des Lehrers erkennt oder wenigstens fühlt. Damit bekommt die Mundart im Schulzusammenhang etwas Rebellisches und wird zum Mittel der auch entwicklungspsychologisch bedingten Auseinandersetzung mit den institutionellen Zwängen, die den Jugendlichen zum erstenmal offen in der Schule entgegentreten. Die Mundartwelle an den Schulen ruft in Kreisen der Linguisten und Sprachpolitiker größte Bedenken hervor. Wenn sich diese Entwicklung ausbreitet — und das wird sie mit Sicherheit tun, wenn die Absolventen solcher Mittelschulen selbst in den Schuldienst treten —, besteht die Gefahr einer Abkapselung der Deutschschweiz vom deutschen Kulturraum. Und wo, so fragt man sich, bleibt die Rücksicht auf die nichtdeutschsprachigen Schweizer?"

Nun, „die Absolventen solcher Mittelschulen" sind bereits im Schuldienst, und die Folgen entsprechen durchaus Wylers Prognose! Wenn dereinst die Deutschlehrer, die um und nach 1968 die „Herrschaft" an den Gymnasien und vor allem Seminaren übernahmen und mit dem verheerend falschen Argument der Rücksichtnahme auf ihre „Unterschichtszöglinge" in Mundart zu unterrichten begannen —, wenn sie einmal alle pensioniert sind, mag Hoffnung auf Besserung aufkommen . . .
Und dies müßte unserer Mundart keineswegs zum Schaden, es könnte ihr vielmehr zum Nutzen gereichen. Statt aus lauter Protestgeist und viel Bequemlichkeit dauernd die Mundart zu malträtieren, wären ihr einzelne Lektionen gezielter Pflege zu gönnen. Alfred Wyler verlockt dazu in einem äußerst anregenden Kapitel über ihre Vielfalt und in einer überzeugend wertenden Übersicht über „Schweizerdeutsche Literatur". Wyler ermahnt uns damit zu sorgsamem Umgang mit jeder der beiden Sprachformen und zu ihrem richtigen Gebrauch am rechten Ort.

Alfred Wyser

In eigener Sache

Jahresbeitrag

Haben Sie die 36 Fr. als Jahresbeitrag für die Mitgliedschaft bzw. als Bezugspreis für die Zeitschrift schon überwiesen?
Wenn ja, dann ist alles in bester Ordnung, und die Rechnungsführerin dankt Ihnen dafür. Wenn aber nein, dann wird es langsam Zeit, und die Rechnungsführerin dankt Ihnen, wenn sie Sie nicht noch mahnen muß.
Sollten Sie den Einzahlungsschein verlegt haben, dann sei unsere Postkontonummer genannt: Deutschschweizerischer Sprachverein (DSSV), Luzern, 80-390-3.
Zu guter Letzt dankt die Rechnungsführerin allen, die ihre Zahlungen auf 40 und mehr Franken aufgerundet haben, und ganz besonders denen, die ihren Zahlungen eine namhafte Spende von 100 und mehr Franken anschlossen — offensichtlich ein Zeichen dafür, daß sie mit der Arbeit des Vereins oder ganz einfach mit der Zeitschrift zufrieden sind.
Diese Mehrzahlungen sind nebst einer sparsamen Amtsführung mit Grund dafür, daß bis heute von einer Beitragserhöhung abgesehen werden konnte. Die inzwischen spürbar gewordene Verteuerung der Lebenshaltung wird uns aber doch noch dazu zwingen.

ck.